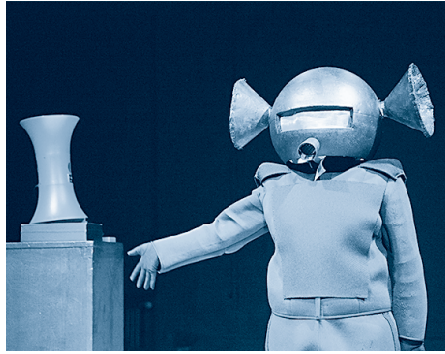


## Poesie, Tabus und Nonsense



Christian Glau



Christian Glau

Ein Perspektivenwechsel, eine noch sehr viel weiter ausbaubare Provokation, ein zirzensischer Zauber mit Trickkiste – die Auswahl der Kurzstücke am diesjährigen «Inkubator» ist formal wie inhaltlich erfreulich breit.

Thierry Frochoux

Es ist länger her, dass körperlich Beeinträchtigte so genüsslich provoziert wurden: «The Beauty and the Beast» von Mat Fraser und Julie Atlas Muz machten während des Festivals «Okkupation!» 2009 Sexualität umwerfend entwaffnend direkt zum Thema und disqualifizierten jede Hemmung als vorgeschobene Ignoranz. «Sternstunde Inklusion» von Manuel Weibel, Sandra Utzinger und Herwig Ursin weist Signale einer vergleichbar lustvollen Enthemmung gegenüber sogenannten Tabus auf, indem es Scham und Ekel mit einem sichtlich ironischen Dreh versieht und deren Auslöser in einer Umkehrbewegung infrage stellt. Nachdem sich Zarina Tadjibaeva mit «Zarina zeigt den Vogel» bereits in politisch agitativer Form das aktuell geltende Asylrecht anhand realer Beispiele, die ihr als Dolmetscherin begegnen, als mindestens absurd entblöste, thematisiert sie jetzt in «Wie verstehen sie die Dolmetscherin?» die bürokratischen Erwartungen an diese Mittlerfunktion als mindestens realitätsfern. Bezüglich Ausstattung, Regie (Julia Skof) und Dramaturgie ist ihr ein sichtbarer Sprung vorwärts geglückt. Die Absurdität ist an die Form delegiert, während die inhaltliche Fragestellung regelrecht existenzialistisch wird. «Lim:es» von Lyn Bentschick (Performance) und Franziska Bruecker befragt die Folgen der Verantwortungsverlagerung an Sensoren auf den menschlichen Körper. Vier davon stehen in den Bühnenecken, lösen bei Näherung Musikfetzen oder Sprachfragmente aus. Es ist noch zu unklar, wer hier im Komplex Mensch-Maschine wen lenkt, respektive ob und wenn ja, über welchen Einfluss der menschliche Körper auf eine Veränderung der Maschine überhaupt verfügt und umgekehrt. Ergo, was genau thematisiert werden will. Arina Fröhlich, Alexandra Capaul, Martha Mutapy und Julia Hebesin haben das

Pech, dass ihr «Performing Rage» wie eine exakte Kopie von «Rage of the B-Girls» (siehe auch Seite 2) aus dem letztjährigen «Inkubator» wirkt, was indes nichts über die Qualität oder Glaubwürdigkeit ihrer Bühnenpräsenz aussagt. Nur wirkts halt nicht eben originär. «Mein Stolpern gegen den Rhythmus der Welt» von David Castillo und Lou Ann Hinderhofer ist noch sehr in einem tanztheoretischen Korsett gefangen und zu wenig auf eine Wirkung ausgerichtet. Die beiden überführen eine Choreographie auf dem Tanzteppich in eine Wiederholung unter einerseits erschwerten Bedingungen (Plastikfolie und Dispersion), die andererseits akustisch wie in der räumlichen Ausdehnung (Farbspritzer) die Aufmerksamkeit des Publikums dahingehend ablenkt, dass nicht unmittelbar erkennbar wird, was der Ankündigungstext die Absicht nennt. «Gilbert & Gilbert» von Lili-Marlo Delgado-Fuchs und Marco Delgado ist «very, very, very funny», als es an die frühen Nonsense-Performances von Gilbert und George erinnert, die etwa im Video «Gordon's Makes us Drunk» (1972) so lange Gin tranken, bis sie «very, very, very drunk» waren. Von der Verwertbar-/Programmierbarkeit her gesehen müsste dieser wahrlich geglückte Teil eins noch mit weiteren Nonsense-Szenen ergänzt werden, um als eine Art Nummernrevue abendfüllend gleichsam für Verwirrung wie Amusement zu sorgen. Vergleichbares gilt für die zirzensisch-poetische Kistennummer «Bestiarium» von Annina Mosimann: Eine Transportkiste wird von menschlichen Extremitäten bewohnt, die sich mummenschanzmässig vermenschlicht Tee kredenzen und sich je dermassen experimentierfreudig von ihrer Trägerin emanzipieren und verselbstständigen, dass sie selbst (der Kopf) zuletzt erschöpft alles andere als alle Viere von sich streckt. Timing und Dramaturgie sind perfekt.

«Inkubator 23», 20.1., Fabriktheater, Zürich.

## Konfrontativ



Rob Lewis

Das lustvolle Selbstverständnis der Rollenauflösung wird in «Roaring» energisch, aktivistisch, frivol wiederbelebt.

Die historische Figur existierte, Thomas Dekker und Thomas Middleton Mary schufen ihr mit «Roaring Girl» 1610 ein dramatisches Denkmal, doch die Trennlinie zwischen Legende und Tatsache ist genauso fluid wie ihr öffentliches Ärgernis erregende Spiel mit den Geschlechtern. Martin Bieri (Konzept), Antje Schupp (Regie) und Jules\* Elting (Spiel) transformieren die damalige unverschämte Unverfrorenheit, sich über die herrschende Moral wie die geltenden Gesetze zu erheben, in eine Lustbarkeit. Einer Nummernrevue ähnlich stellt Jules\* Elting die Person Mary Frith, Marys zahlreiche Alter Egos – der männliche Dieb Moll Cut-Purse, die laszive Revuesensation Mad Mary – einen ihr verfallenden Junggesellen, dessen empörter Vater und den von ihm beauftragen, syphilitischen Elendsüberträger dar. Off-Stimmen und Projektionen komplettieren die Gemengelage, treiben den heftig geführten Disput auf die Spitze. Auch die Zeitreise des Bühnenerlebnisses vermengt die heute sonderlich erscheinende Zeitenwende vom 16. ins 17. Jahrhundert mit dem beherzten emanzipatorischen Selbstbewusstsein im lustvoll-ironisch-schrägen Spiel mit der öffentlichen Erscheinung in der (damals noch primär schwulen) Subkultur ab den 1970er-Jahren. Hinsichtlich des aktuellen, eher an einen Eiertanz gemahnenden Diskurses, eine Verheissung. Peng!, da bin ich! Und ich bin, was ich will, wann ich will, wie ich will. Das heisst zeitgleich alles, wie es auch nichts bedeutet. Es meint Freiheit, lustbetonten Hedonismus, Lebensfreude. Und ist in der darin innewohnenden vollkommen bewussten Verwirrung eventuell gar Provokation für andere hochgradig politisch, was das Amusement der Ausföhrung nur noch steigert, weil dies der Punkt ist, an dem die Komödie ihren ernstesten Kern entblösst. «Roaring» ist fadegrad heraus selbstbestimmt, heftig, körperlich und konfrontativ. Oder anders formuliert: Ein überaus raffinierter Flirt. froh.

«Roaring», 24.1., Winkelwiese, Zürich.